

Die Zeitungszeit

Nr. 36

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Der Schatten.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Schluß)

Jeden Abend wollen wir uns besprechen, welche Arbeit jedem am folgenden Tag zufallen soll," sagt der Adelrich zum Bruder, der halb verdrossen, halb gleichgültig beistimmt. Aber als es an ein Arbeitseinteilen geht, paßt dem Mariannus das nicht und jenes nicht; dem Adelrich geht die Geduld aus; er beginnt, die Arbeit wieder allein zu tun, so bleibt der andere überzählig beiseite stehen, kann zugreifen, wo er will. Aber es liegt ihm nicht viel am Zugreifen. Er schlendert herum, spät steht er auf; beim Essen ist er meist, bei der Arbeit selten; manchmal weiß den ganzen Tag keins im Haus, wo er sich herumtreibt.

Es ist schwül im Knepperhaus. Die Knepperin geht mit verbissenen Lippen herum; ihr weicht der Mariannus aus; es ist, als ob er die Qual nicht sehen könnte, die in ihren Zügen offen liegt. Der Violanta steht er dafür alle Augenblicke im Wege. Er hat ein neues Wesen ihr gegenüber. Sie fühlt, daß seine Augen ihr nachgehen; sie haben sich an ihrem Leibe fest, heimlich, mit einem wüsten Hunger; wo er sie allein trifft, stößt er sie im Vorübergehen an, vertraulich und frech. Die Violanta weiß, daß sie mit ihm ins klare kommen muß; sie wartet nur eine Gelegenheit ab.

Als er acht Tage im Hause ist, hängt sie auf dem großen Estrich des Hauses Wäsche an; der Adelrich ist nicht daheim, die Knepperin sitzt in der Wohnstube und spinnet. Der Mariannus muß sie, die Violanta, haben hinauffleigen lassen. Kaum, daß sie die ersten Wäschestücke über das Seil schlägt, kommt er mit schleichen- den Schritten über die Treppe heraufgestiegen. Sie hat ihn kommen hören; einen Augenblick

lang schlägt ihr das Herz wild, dann nimmt sie sich zusammen. „Recht," fährt es ihr durch den Kopf. Sie wühlt mit den nackten starken Armen in den nassen Wäschestücken, wartend, daß er hereinkomme. Der Estrich ist lang, vom Balkengesüße des Daches überragt, durch schmale Fenster im Ziegeldach fällt das trübe Licht des Herbstnebeltages herein; eines ist offen, dort weht eine eiskalte Luft hernieder, und wie Rauch schlagen ganze Nebelseben herein, los

Hand; sie steht aufrecht da und ist größer als er. „Was willst?" fragt sie. „Mach's kurz," sagt ihr Mick.

Er tritt ganz nahe an sie heran und will ihr die Hand auf den Arm legen. Da wirft sie das Wäschestück in den Korb zurück, ihre Fäuste ballen sich, und sie tut einen Schritt rückwärts. Ihre Augen flackern und die Klüster blähen sich. „Du," sagt sie drohend und doch leise, „sagen will ich Dir es jetzt einmal, rühr mich nicht immer an, nicht herumzerren laß' ich mich von Dir, verstanden!"

„Hoho," sagt der Mariannus laut und höhnlich. Violanta ist plötzlich unbewußt ruhig. „Es muß jetzt einmal ausgemacht werden, zwischen uns beiden," sagt sie.

„Was" fragt er. „Da ist nicht viel auszumachen."

„Es ist jetzt einmal so, daß ich Deines Bruders Frau bin! Wir haben zwei Kinder! Was einmal gewesen ist zwischen Dir und mir - das Du wirst an die Kinder denken und an den Adelrich, sie dürfen nichts wissen!" Als sie das sagt, ist ihr Gesicht so blutleer, daß einer glauben könnte, sie müßte im

gleichen Augenblick ohnmächtig auf die Dielen schlagen; aber sie hält sich. Jedes Wort wirft sie hervor, reißt es sich gleichsam selbst heraus, und Fäden ihres Lebens gehen mit.

Mariannus zieht den einen Mundwinkel nach unten und zuckt die Schultern. „Das kann ich jetzt halten, wie ich will," sagt er.

Die Violanta überläuft es kalt; einen Augenblick schweigt sie, dann hebt sie wieder an, ruhig, verbissen: „Das kannst, ja, das ist schon wahr; aber in dem Augenblick, wo Du redest, Bub, gib's ein Unglück!"



Familienhaus einer englischen Gartenstadt.

gerissen aus den Schwaden, die über das Dach hinstreichen.

„Schaffst?" sagt der Mariannus mit halblauter Stimme, als er, die Hände in den Hosentaschen, herantritt. Er trägt nur Hemd und Hose und ist barfuß, Stalldunst bringt er mit; er mag in den Ställen gearbeitet haben. Am Hals steht ihm das Hemd offen, seine Hemdärmel sind zurückgekrempelet, am Arm spielen die harten Muskeln; die Augen in den tiefen, schwarzüberbrannten Höhlen glänzen gar seltsam. Die Violanta hat ein Wäschestück in der einen

Ihr Ton ist furchtbar in seinem verhallenen Grimm. Mariannus blickt unwillkürlich auf und in ihr totenhaftes Gesicht. Er versucht auch jetzt zu lachen, aber es gelingt ihm nicht ganz. Da tritt er dichter an sie. „Du,“ sagt er und stößt sie an, „wir können es ja wieder halten wie früher.“

Sie reißt die Augen weit auf; sie glaubt nicht recht an seine ganze Erbarmlichkeit.

„Sei doch zahm, Schatz, wie früher,“ flüstert er vertraulich.

Sie schüttelt sich vor Ekel. „Laß mich,“ sagt sie mit heiserer Stimme. „Wach bin ich geworden von damals, hörst, ganz wach! Ich weiß, was ich gewesen bin, aber wach bin ich geworden davon, und — und — aus meinem Leben will ich den Fleck hinaustun, und — und“ — allmählich ist ihre Stimme lauter, ihre Art heißer, stürmischer geworden. „Du,“ stößt sie noch heraus, „Du, das sag' ich Dir noch einmal, wenn Du redest, gibt's ein Unglück!“ Dann läßt sie ihre Wäsche stehen und geht von ihm, einen Bogen macht sie um ihn herum, als fürchte sie, sich in seiner Nähe zu beschmutzen, und verschwindet auf der Treppe.

„Boß Donner,“ murmelt er hinter ihr her, halb erstarrt, halb zornig, aber in seinen Augen glüht die heimliche Wier, während er ihre hohe Gestalt in der Estrichthür verschwinden sieht.

Nach diesem Zusammentreffen ist es wie vorher, gewonnen hat die Violanta nicht viel. Der Mariannus redet nicht, aber die Furcht, daß er rede, sitzt ihr nach wie vor wie ein Schwert im Herzen.

Der Herbst will sich in den Winter versieren. Noch in den letzten Tagen, ehe die Schneehüllen den kalten Bergen über die schweren Glieder fallen, weiß Violanta eine Ausrede zu finden, um allein am Gurschen oben zu sein zu haben. Sie kommt bald zurück; keines weiß, daß sie im Kleid verborgen weiße Wurzelknollen trägt. Einige Tage später steht in einem Schacht ihrer Schlafkammer, an verborgener Stelle, wo niemand sucht, ein Fläschchen mit farblosen Tropfen. Seit es dort steht, hat die Violanta manchmal ein sonderbares Unbehagen. Es ist ihr zumut wie einem, der von Feinden ringsum belagert, eine geheime Tür in die Falle lehnt: so, hier ist ein Ausweg, wenn alles fehlt! Und doch hat sie keine Pläne. Vor allem liegt ihr der Gedanke unendlich fern, sich selber zur Flucht aus dem Leben zu helfen. Sie ist viel zu stark dazu! Irgendwie nur hat sie das seltsame Gefühl, daß von jenem Fläschchen ihr ein Schicksal kommen soll.

Der Winter naht indessen; die Bergbrüst trägt den Eispanzer; auf den Wegen knirscht der Schnee; aus dem Hochtal geht die letzte Wärme, nur die Schwüle im Kennerhaus weicht nicht. Zwei Mägde haben nacheinander das Haus verlassen: kein ehrbares Mädchen will mit dem Mariannus unter einem Dache bleiben. Adetrich, der um des lieben Friedens willen sonst, wenn's not tut, sich selber kasteit, fährt auf, schlägt auf den Tisch und schreit den Bruder an: „Geh, geh, so weit die Welt ist, Dich kannst zugrund richten, aber uns sollst nicht auch noch mitziehen! Geh, oder bei Gott, ich — ich schlag' Dich hinaus!“

„Versuch's,“ murret der andere, an ihm hinaufstauernd; er fürchtet sich nicht. „Gib mir mein Geld,“ sagt er dann, „so geh' ich schon!“

„Gib mir mein Geld.“ In den Worten zerplittert dem Adetrich seine Macht, zerschellt alles, was die im Kennerhaus über den Mariannus vermögen. Der treibt indessen sein Wesen weiter. Wie soll er die Wintertage totschlagen, wenn er schon im Sommer zu viel Mühe gefunden hat! Jetzt haßt er in den Schenken. Wenn er heimkommt, schwanken ihm Füße und Verstand. Schulden macht er, die der Adetrich bezahlt, weil — weil der andere

Recht auf Geld hat. Die Kennerin nimmt sich zusammen, schafft sich eine Gelegenheit, mit dem Mariannus allein zu sein, bettelt, daß er sich bessere, bettelt, beschwört, zürnt; nur flennen kann sie nicht; ihre Augen sind ausgeweint. Mariannus duckt sich wieder in ihrer Nähe wie ein zähnefleischender Kröter. Er läßt den Regen ihrer Worte über sich ergehen und schüttelt sich nachher; zu Herzen ist ihm keines groß gegangen. Er vermag sich selber nicht mehr aus dem Sumpf zu reißen, in den er geraten ist. Nach dem Gespräch mit der Mutter ist er ein noch schlimmerer Wirtshausbocker. Und wenn er betrunken ist, läuft er hinter der Violanta her wie der Jäger hinter dem Wild; sie hat Mühe, ihn sich vom Leibe zu halten, hat noch größere Mühe, zu verhindern, daß der Adetrich und seine Mutter ahnen, wie weit jener sich veraght. Eines Sonntagsabends, als die Kinder schon schlafen, auch die Kennerin eben mit müden Schritten nach ihrer Kammer gestiegen ist, kommt der Mariannus aus dem Wirtshaus heim und in die Stube gegangen, wo Adetrich und Violanta, die gemeinsame Sorge besprechend, beisammen sitzen. Er ist seiner Züße und seiner Stimme nicht mehr ganz mächtig; aber er kann aus ihren Gesichtern lesen, daß sie gerade über ihn gesprochen. Ein tückisches Licht springt in seine Augen. Die Violanta steht auf. „Ja,“ sagt sie, „als wäre sie längst im Begriffe gewesen zu gehen, „es ist Zeit, sich zu legen. Kommt, Adet.“

„Sm,“ hustet der Mariannus mit offenem Schn.

Der Adetrich reckt sich zu seiner hageren Höhe; er sieht den Bruder nicht an. Als läge ihm daran, aus seiner Nähe fortzukommen, damit er den in ihm kochenden Grimm beschwichtige, nähert er sich der Tür.

„Sm,“ hustet Mariannus. Er zwinkert mit den Augen, als die Violanta ihn fest ansieht. „Soll ich es ihm erzählen?“ lacht er dann plötzlich und schlägt ein Lachen auf. Violanta ist starr wie ein Block, und ihre Augen glimmen. Eine mächtige Kraft schwellt ihr die Glieder, ein unbändiger Born stürzt in ihr auf. Sie umkrampft die Lehne eines Stuhles und weiß, wenn der Mariannus noch ein Wort sagt, wird sie den schweren Sessel zum Schlag erheben. Sie dürstet danach, den Erbärmlichen zu erschlagen. Der Adetrich hat sich nicht umgewendet; er achtet der Worte des anderen nicht. Zur Tür geht er. „Komm,“ sagt er zur Violanta und geht ihr voran, hinaus. Da wendet sich auch die Frau und folgt ihm, zögernd, noch immer gewärtig, daß das Unheil komme, das seit Wochen und Wochen droht.

„Sm,“ hustet der Mariannus hinter ihr her.

10.

Am folgenden Morgen, als der Adetrich sich früh von seinem Bett erhebt und sich ankleidet, sagt er nach einer Weile schweilen Schweigens, wie es jetzt oft zwischen die drei im Kennerhaus fällt, deren Herzen doch aneinander hängen: „Du, Frau!“

Die Violanta wendet sich ihm zu. „Ja?“ fragt sie.

Er seufzt, sieht sie an, unbeholfen und schen. Endlich sagt er, der sonst so wenig grübelt und immer seinen geraden Weg geht: „Ueber die Geschichte vom Kain habe ich heute Nacht nachdenken müssen, und — und es kam dazu kommen, es kann Zeiten geben, daß einer den Kain versteht, daß einer selber den Bruder erschlagen könnte!“

Die Worte fallen zerhackt, langsam von seinem Munde. Er sieht ganz gelb aus im Gesicht dabei.

„Mein, Du,“ sagt die Violanta schauernd, „solches muß nicht denken.“

„Er brauchte mir Dir oder den Kindern etwas antun zu wollen,“ zuckt er aus neuem

Brüten auf. Dann kleidet er sich fertig an und geht hinaus; ein zitternder Seufzer ringt sie von ihm, so schwer hat er noch nie sein Tagwerk angefangen.

Weil sie wissen muß, was der Mariannus wird, geht Violanta dem Adetrich nach. Aber der Mariannus weiß nichts mehr von den im Rausch herausgestoßen Worten oder tut als wüßte er nichts mehr. So hat sie abermal Frist. Aber gewarnt ist sie. Von da an ist sie wie der Tiger im Ausprung: wenn der Mariannus redet, gibt es ein Unglück!

Der Winter vergeht. Die Schneehüllen lösen sich von den Berggledern. In der Sonne und unter dem tiefblauen Himmel liegen die riesigen Leiber bloß und ihre Häupter in Greifenscheitel des ewigen Schnees ragen unstrahlen.

Statt zu reden, geht der Mariannus hinter der Violanta her, eifriger denn zuvor; die Mägde im Haus und die Mädchen im Dorf läßt er laufen; nur für sie hat er noch Augen. Sie aber weiß, daß es nicht lange mehr dauern kann; so werden dem Adetrich auch ohne Meiden die Augen aufgeben. Sie zermartert sich den Kopf nach einem Ausweg und findet nur einen: Der Mariannus muß aus dem Leben derer, die in Kennerhaus wohnen, hinaus! Vorher kommt ihr der Gedanke, daß sie gehen könnte, und die Tropfen in ihrem Fläschchen fallen ihr ein. Aber was nützt es, wenn sie geht! Der andere bleibt doch zurück, der Schatten im Haus, vor dem die Sonne gewichen ist! Und der Gedanke kommt wieder und wird zur Ueberzeugung: der Mariannus muß fort!

Als dieser Gedanke die Seele des jungen Weibes gefangen nimmt, spannen sich die Sehnen ihres Leibes wie unter einer letzten großen Anstrengung. Adetrich meint einmal scherzend zu ihr, daß sie noch gewachsen sei; er kann nicht wissen, woher die starre Aufrichtigkeit ihres schönen Körpers rührt. Noch im Scherzen aber überfällt ihn die Sorge neu, die seit langer auf ihm ist, die, daß sein Weib ihm krank werden will.

Das Gesicht der Violanta ist hager geworden, ein Zug, der wie ein Schmerzverbeißer ist, liegt um ihren Mund, ihre schwarzen Augen haben einen fieberigen Glanz. „Was hast auch?“ fragt Adetrich; „immer schmäler wirst, immer elender.“

Die Violanta sieht ihn an. Ihre Zähne schlagen aufeinander, wie in plötzlichem Frost. „Ich weiß nicht,“ sagt sie, „es ist so etwas in den Nerven, wofür man nicht viel helfen kann, es ist auch nichts Gefährliches. Wenn ich einmal ins Tal komme, will ich zu einem Doktor gehen.“

„Ja, ja,“ sagt der Adetrich. Dann spricht er davon, daß sie die nächste Woche miteinander ins Tal zum Doktor fahren wollen, ist voll Besorgtheit und doch wieder voller Zuversicht, daß der Doktor helfen wird. Die Violanta drückt ihm die Hand und sagt „Ja“ zu allem.

An diesem Abend bei Tisch reden sie von den nahen Auffahrten. „Nach der Güte der Gurschen muß ich sehen, nächster Tage will ich hinaus,“ sagt Adetrich. Dann scheint ihm ein Zufall, daß die Violanta im vergangenen Jahre oft nach den Süften gestiegen ist; er plötzlicher Plan springt ihm auf. „Oder willst Du gehen?“ fragt er sein Weib. „Bist schon lange nicht mehr aus dem Hause gewesen. Es möchte Dir gut tun, so eine Bergfahrt. Bis an Abend längstens bist wieder zurück.“

„Ach — geh Du,“ sagt Violanta. Dann fällt ihr ein, daß der Adetrich gerade jetzt im Hause nötig ist, wo ein Knecht fehlt, und als sie sich den Gang nach dem Gurschen ausmacht, kommt ihr selbst eine Art Verlangen nach dem Berg, nach der Stille und Reinheit und Natur, die dort sind; sie meint zu fühlen, daß es ihr wohlthun wird, einen Tag lang aus der schwülen Luft des Hauses hinauszugehen. Sie bestimt

sich. „Am Ende hätte ich doch Freunde zu gehen,“ sagt sie dann.

Darauf reden sie eine Weile hin und her; der Mariannus hockt daneben und staunt scheinbar ins Leere zwischen sie hinein. Der kleine Adel, als er hört, daß die Mutter fort will, fängt zu weinen an, schlägt die Kermlein um sie und gräbt den braunen Lockenkopf in ihren Schoß; er ist ihr wie angehängelt, der Bub, aber er gibt sich zufrieden und lacht aus tränennassen großen Guckern, als der Vater ihm verspricht, daß er ihn auf dem Wagen mitnimmt, wenn er Gras einholt. Zuletzt wird es bestimmt, daß die Violanta nach der Gurschenbütte geht.

Sie ist nicht früh bereit an dem Tage, an dem sie den Gang tun will. Zimmer noch liegt ihr irgendeine Arbeit im Weg, ehe sie fort kommt; sie ist einmal so, daß sie alles schön glatt haben will, wenn sie aus dem Hause geht. „Es kann keiner wissen, ob er wiederkommt,“ pflegt sie zu sagen. Zuletzt steht sie in ihrem schlichten braunen Kleid, das weiße Kopftuch in den Nacken zurückgestrichen, einen Stock in Händen und den Hüftenschlüssel in der Tasche, wegertig da. Die Sonne steht hoch; es wird ein heißer Weg werden. Der Himmel ist blau, einzelne weiße Wolken quellen hinter den Bergen auf wie Rauchsäulen, mit Gewalt aus mächtigen Schlot gestochen und im Man plötzlich zur Unbeweglichkeit erstarrt.

„So, ade,“ sagt die Violanta zur Memnerin oben in der Stube.

„Komm gut wieder heim,“ grüßt die Alte, „und ja Du,“ fügt sie hinzu, „nimm Dich in acht am „wilden Stug“ oben; es ist kein Spaß, bei Gott, der Weg dort.“ Violanta blickt mit einem flüchtigen Lächeln zurück. „Es ist ein Weg wie ein anderer.“

Auch der Adelrich lächelt, indem er ihr die Hand zum Gruß hinstreckt. Er sieht mit einer Art andächtigen Stolzes ihre noch immer starke, stattliche Gestalt an: „Am Dich ist mir nicht angst,“ fährt es ihm durch den Kopf.

„Ade,“ sagt Violanta.

„Ade,“ grüßt er zurück. Ihre Hände ver-schlingen sich mit dem starken, treuen Druck, den ihre Liebe verlangt. Dann geht sie hinaus. Unten auf der Schwelle der Haustür hockt der kleine Adel in der Sonne, mit nackten braunen Füßen und Weinen, nur Höslein an und ein Hemd. Sein Gesicht ist rund und gesund, seine großen, verträumten Braunaugen leben sinnend auf die Straße hinaus. Auf seinem welliger braunen Haare liegt die Sonne. Er steht auf, als die Mutter hinter ihn tritt. „Ach mitkommen,“ sagt er und nestelt die dicke kleine Hand in ihre Linke. Dann kommt das Hini hinter dem Hause hervorgesprungen.

„Mutter — Mutter, gehst jetzt?“

Das Kind ist barfuß wie der Bub. Die gelösten Zöpfe fliegen, die schönen klaren Augen strahlen.

„Kommt! Bis hinter's Dorf könnt ihr mit,“ sagt Violanta. Den Adel an der Hand, das Hini am Rocke, schreitet sie durchs Dorf. „Tag!“ geht da und dort ihr Gruß über die Gasse; wer an den Hütten steht und wer ihr begegnet, grüßt froh und eilig und schaut ihr nach, wenn sie vorüber ist: sie ist ein so prächtiges Weib, und wer die Kinder ansieht, dem wird das Herz froh.

Hinterm Dorf heißt die Violanta die Kinder heimgehen. Zum Hini neigt sie sich nieder. „Trag ihm gut Sorg, dem Bub, durchs Dorf,“ mahnt sie und streichelt ihr den glatten Scheitel. Den Adel hebt sie auf, daß er jauchzt vor Lachen, küßt ihn fest und stellt ihn nieder. „So — geht jetzt!“

Das Hini nimmt den Buben bei der Hand. Dann trotten sie davon. Die Violanta bleibt stehen und sieht ihnen nach, wie sie in die Dorf-gasse einbiegen. Wie in einem dunklen Höhlen-gang verschwinden die zwei kleinen Menschen zwischen den zwei Hüttenreihen; die Violanta hat ein Gefühl, als verschwänden sie ihr dort

für immer. Es drängt sie, ihnen nachzulaufen, aber sie reißt sich los und geht mit großen, festen Schritten durch die Matten dem Gang zu, an dem hinauf der Weg nach der Gurschenalp führt. Der Weg hat eine Bedeutung in ihrem Leben, den Adelrich hat sie da zuerst getroffen, ver-sprochen hat sie sich mit ihm dort; es ist ihr, als müßte er ihr auch heute begegnen. Sie hat ein Heimweh nach ihm im Herzen, es tut ihr leid, ihn heute zu Hause zu wissen, zu wissen, daß er nicht vom Berge herab und ihr entgegen kommen kann. Er ist ihr nach und nach so ins Herz hineingewachsen, daß sie den Adelrich gern hat, still, fest. So mit hundert Jahren, daß es kein Losreißen geben kann, ist sie mit ihm verwachsen.

Als sie über die Mattenebene hinaus ist, wird ihr Schritt steter, enger. Die Luft ist heiß, die Sonne brennt ihr auf den Rücken und sie muß das Kopftuch über den Scheitel legen, aber sie atmet doch frei und leicht, die Stelle tut ihr wohl; zuweilen, wenn sie die nackten Arme hebt, streift ihr ein Luftzug die Haut, so daß die Muskeln sich kräftiger spannen. Jetzt stehen die Gurschenalplannen über ihr. Ihr Fuß tritt auf dürre Nadeln, ein wunderbarer Harzduft weht auf sie nieder. Die Färschen stehen zwischen den dunklen Tannen im ersten Grün, sie leuchten wie grüne, ruhige, lange Klammern aus der Nacht der übrigen Stämme. Violanta meint sich nicht getäuscht zu haben: der Tag in der Gottesfreiheit, wo der Mariannus nicht ist, der seinen Schatten alle Stunde in ihren Weg wirft, muß ihr wohlthun; stärker wird sie am Abend zurückgeben.

Nun ist der Wald bald umschritten, schon leuchtet die Schneespitze des Gurschen über seine breite grüne Brust herab, und dahinter gleißt und blendet und flirrt das fleckenlos silberige Weiß des St. Annaagelichers. Violanta tritt auf Alprand, der Weg führt über den Wald hin nach der Rückseite des Berges, er windet sich aus der Sonne fort an die schattige steile Seite. Als die letzten Spitzen der Waldstämme ihr zu Füßen stehen, löst ihr ein „He Du!“ im Rücken.

Eine Stimme in der Ferne! Die Violanta ist unwillkürlich zusammengezuckt. „Ach komme auch mit, wenns erlaubt ist,“ löst es wieder, leuchtend, denn der es sagt, kommt gerade über den steilen Alprand aus dem Walde heraufgestiegen. „Tag,“ sagt der Mariannus, als er auf den schmalen Weg tritt. Er ist in Hofe und Weste, hat schwere Schuhe an den Füßen, auf dem schwarzen Haar den runden Filzhut. Den Rock hat er an einem Beil über die Schulter gehängt.

Die Violanta steht wie angewurzelt mitten am Wege und sieht ihn mit großen, erschrocken Augen an; ihre Knie zittern. Dann packt sie der Born. „Wohin mit?“ fragt sie. „Da oben wirst wohl kein Holz mehr schlagen wollen.“

„Das“ — er schüttelt lässig das Beil — „habe ich mir so mitgenommen, falls mich einer sieht! Ach will Dir keine Ungelegenheiten machen, daß die Leute reden könnten, wir seien allein in der Hütte gewesen, wir zwei.“

Einen Augenblick lang kämpft die Violanta, die Gedanken klirren in ihrem Gehirn.

„Es hat mich kein Mensch gesehen,“ fährt der Mariannus flüsternd fort, „kein Mensch in ganz Oberalpen weiß, wo aus ich heute bin.“

Die Violanta starrt ihn noch immer an, und noch immer arbeitet es hinter ihrer glatten Stirn.

Der Mariannus scheint zu glauben, daß sie darauf sinne, ihm zu entfliehen. Sein Gesicht ist plötzlich von einer Flamme Blutes über-lobt. Etwas wie Wut bebt in seiner Stimme. „Weißt, jetzt — entweder — oder, entweder lässest mich mitkommen, oder heute abend erzähle ich etwas dabein.“

Ihr Blick weicht nicht von seinem Gesicht, es scheint ein eigentümliches Licht darin, so daß er nicht weiß, ob sie ihn sieht oder ins Leere starrt.

Ihre Lippen werden schmal; unmerklich härtet sich jede Linie ihres Gesichtes, aber er achtet dessen nicht. Möglich sagt sie: „So kommt!“ Es klingt kaum verständlich; vielleicht läßt die innerliche Erregung die Worte nicht gedeihen. Außerlich ist sie ganz ruhig, dreht sich um und hebt an, wieder bergan zu steigen. Mariannus lacht. „So,“ sagt er, breites Wohlbehagen im Ton, „man muß nur ungestört reden können miteinander.“

Eine Weile schreiten sie hintereinander her; er kann nicht Ruhe geben, jetzt packt er ihren Arm, jetzt, wenn der Weg ihm Raum läßt, legt er den seinen um ihre Hüfte, einmal überfällt er sie jäb und preßt den Mund auf ihre Wange. Sie steht nicht still; schweigend, mit verbissenen Lippen steigt sie weiter, kein Muskel zuckt in ihrem bleichen Gesicht, an der Nasenwurzel sieht eine kleine Falte. Weil sie sich nicht wehrt, glaubt er sie willfährig, meint er, daß sie ein-sieht, wie sie in seinen Händen ist. Das Mut flirrt in ihm; er vermag nicht klar zu denken.

Jetzt weht eine Stühle sie beide an, der Weg hat sie um den Berg herumgeführt, immer tiefer fällt die Saloe zu ihrer Linken ab, zwischen dem Gurschen und dem Kochbarberg ist hier ein tiefes, enge, Tal gerissen. An seiner Tiefe ist weder Weg noch Steg, nur ein Wildbach braust im steinigen Bett, kommt aus einer Schlucht hervorgebrochen und stürzt verdeckt, wie in Tüfeln lobend, in andere Engen hinein, der Windner Pergelste zu.

„Jetzt sind wir bald oben, Schat!“ ruft der Mariannus, seine Stimme bebt, er legt der Violanta von hinten über die Achsel, sein heißer Atem streift wieder ihre Wange.

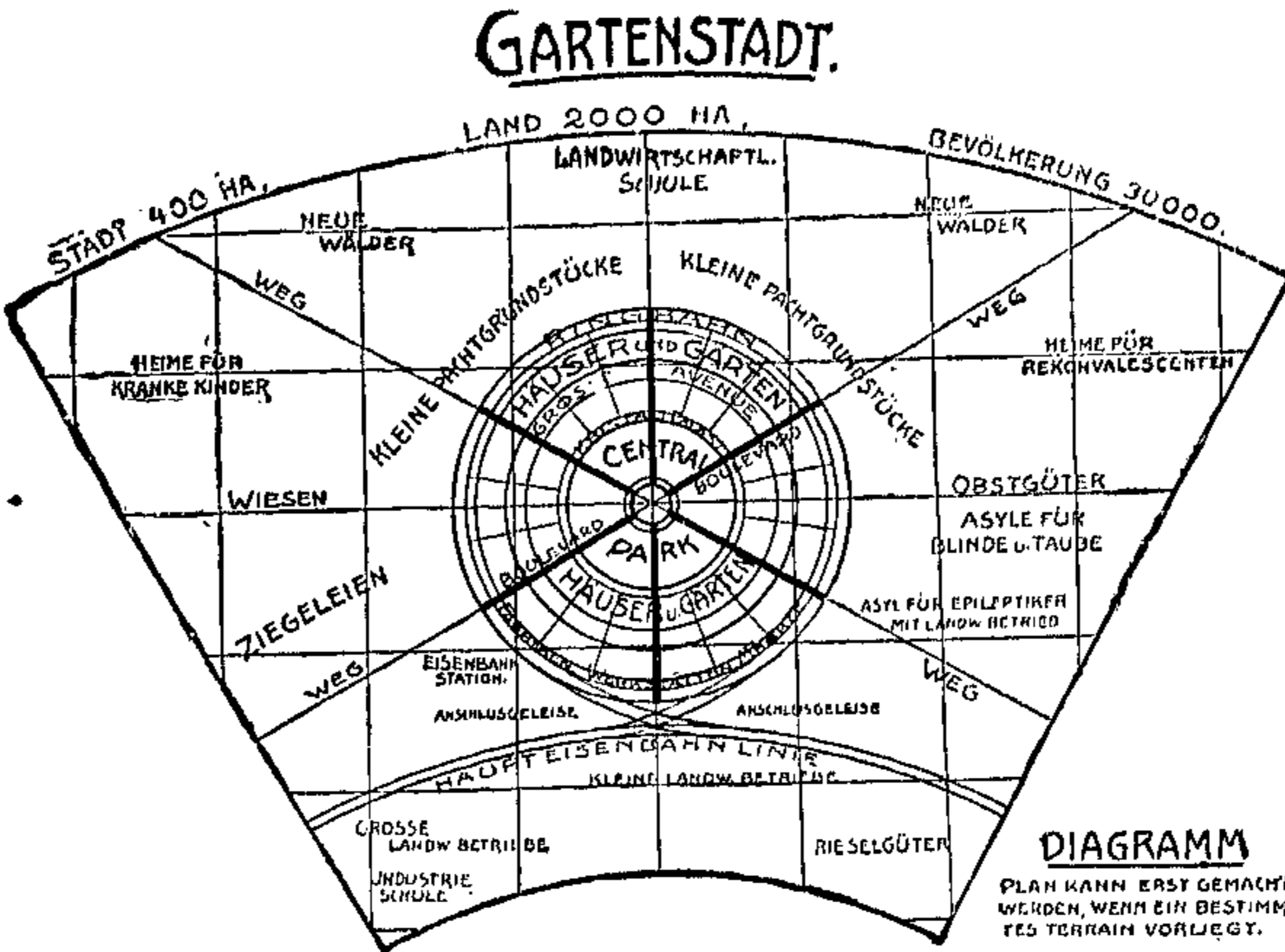
Der Weg wird schmal. Zu ihrer Linken ist keine Halde mehr, nur starrer, wie eine Turm-mauer abfallender Fels; plötzlich wird unten eine weiße, zühende Linie sichtbar, der Wildbach. Die Violanta geht weiter, über die Stelle hinaus, es ist kaum zu sehen, daß ihr Blick in die Tiefe gegangen ist. Auf einmal sagt sie ein Wort. „Jetzt!“ Es ist kurz, heftig, ein Lauf wie ein Schuß, der sich jäb entlädt. Sie dreht sich um, ihr Stod fällt wegnas, und beide frei-gewordenen Hände schlägt sie dem Mariannus, der ihr auf der Ferse ist, vor die Brust. Ein Stoß beider Kämme! „Jetzt,“ sagt sie noch einmal, diesmal leucht ihre Stimme, weiß sie alle Kraft zu dem zusammennimmt, was sie tut. Der Mariannus will etwas sagen, will rufen, aber er hat nicht Zeit, er kann nicht schon, stürzt; bumm, die Hüfte verzerrt, fährt er dem Stod der Violanta nach in die Tiefe.

Violanta geht weiter, sie schludert, der Atem kommt ihr unsicher, in kurzen Stößen erst zu-rück, aber sie hält nicht an, sicher und fast ruhig steigt sie weiter. Dann tut sich wieder armer Alprand vor ihr auf, Sonnenlicht quillt ihr entgegen, der Blick kann ansiegen im Himmelsblau, in den heiter strahlenden Tag, sie ist auf der Höhe. Dort liegt auch die Hütte, die Gurschenbütte; graubraune Bretter, rohes Mauerwerk der Unterbau, Fenster und Türe ver-rammelt. Ein paar Schritte davor bleibt die Violanta stehen, hoch, fest und geradeaus, hat das helle Sonnenlicht auf Kopf und Schulter liegen, und die Höhenluft, die am nahen Schnee sich gekühlt hat, weht ihr das Haar von der Stirn zurück. Sie sieht mit klaren Blicken um sich, und mit just so klaren Blicken sieht sie in ihr eigenes Leben hinein und rechnet.

Jetzt! — Was wie ein Witz ihr ist die Seele geschlagen hat, daß sie es hat tun müssen, was geschehen ist, — gleichviel was das war! Ist es ein Herrgottsgeheiß gewesen oder ein wildes, jäbes Verlangen ihrer eigenen sündigen Seele, gleichviel — es ist geschehen! Was da unten im Bach unterm „wildem Stug“ liegt, von dem weiß kein Mensch, das lücht kein Mensch, das findet keiner! Die Wildwasser zermahlen und zermahlen; was sie forttragen, kennt keiner. Und jetzt könnte sie auch da hinab . . .

Nein, das kann sie nicht, eben nicht. Mit ihr muß alles seinen richtigen Gang nehmen, seinen natürlichen Gang. Dazu braucht es Strafe, Strafe, Herrgott, Strafe. Die will sie haben! Die Violanta Zureich vor sich selber ist sie nicht mehr das Weib des Renner Adelrich, nicht mehr die Mutter ihrer zwei Kinder, des Adelsbub und des Zini — nicht mehr ihre Mutter, die Violanta Zureich ist sie, die aus dem Sumpf gekommen ist und hat zurück sollen in den Sumpf, aber nicht hat wollen — nicht hat wollen!

Sie geht ruhig nach der Hütte, öffnet, schlägt die Laden auf, tut alle Arbeit, die nötig ist, um die Hütte wohnlich zu machen für die Zeit, da der Herr und die Knechte herankommen wollen. Stundenlang hat sie zu tun. Dann nimmt sie aus der Tasche das Mittagbrot, das sie mitgenommen hat; essen kann sie das nicht, aber verschwinden muß es: sie trägt es aus der Hütte gegen den Schnee hinaus und streut die Stücke ins Alpgras: die Geier und Füchse mögen sich legen! Dann geht sie zurück, langsam schließt sie die Hütte ab, schaut sich da um und dort um und macht sich auf den Heimweg. Noch einmal zögert sie vor dem Abstieg, als müßte sie für sich noch einmal herfragen, was sie sich eingelehrt hat. Es ist ganz klar. Krank hat sie all die



Lage schon ausgefeilt! Manch einer stirbt plötzlich hinweg, weiß niemand, was ihm gefehlt hat! Bah — und sie lächelt — wer wollte es zu Oberalpen herausfinden, wenn sie, die Violanta, plötzlich stirbt. Die alte Babeseppe, die Hebamme, die das ganze Talvolk doktort? Am Herzen hat es ihr gefehlt, wird sie sagen; von allen Leuten sagt sie, daß es ihnen am Herzen fehlet!

Violanta beginnt den Abstieg. Und als sie geht, gehen ihr die Gedanken voraus. Sie läuft ihnen nach, unbewußt, froh. Sie läuft wie blind vorüber am „wilden Stuh“, als ob dort nichts geschehen wäre, den frohen Gedanken nach, die schon im Rennerhaus sind: da ist der Adelrich, der große, eckige, seelengute Mensch, dem das Leben so sauer geworden ist. Wie wird er zaghaft stannen, wenn der Schatten nicht mehr ins Haus kommt, erst es nicht glauben, daß er fortbleibt, und dann immer mehr aufleben, wenn er doch nicht wiederkommt! Und die Rennerin? Die wird wieder die Angst überfallen, die Angst um das Unglückskind, das der Mutter immer das liebste ist, und die Angst wird stiller werden, wenn die Zeit geht. Gestorben muß er sein, wird die Rennerin eines Tages von dem Marianus sagen. Und das Leid um den gestorbenen Leib wird nicht mehr so groß sein, wie das um die verdorbene Seele gewesen ist! Ruhig wird sie werden, die Rennerin, ruhig und froh, und aufleben in dem, was ihr nachkommt im Hause, in den zwei Kindern. Und diese, der Adel und das Zini! Die werden wachsen und gedeihen! Eine Großmutter haben sie, die um sie sorgt, und einen Vater, wie man so leicht keinen zweiten findet. Denen kann es nicht fehlen! — Und sie, die Violanta? In ein paar Jahren wird keines mehr wissen, daß sie dagewesen ist, hinter ihr wird sich das Leben der anderen glätten wie der See hinter einem

Schiff, das ihn durchschnitten. Gut wird alles sein, mein Gott, ganz recht und gut!

Sie steigt unablässig bergab, nicht eilig, ganz verloren in Gedanken. Als sie an die Gurschenwaldtannen kommt, feilt sie sich einen Augenblick auf einen Stein. Sie hat das Kopftuch wieder im Nacken, ihr schwarzes Haar glänzt, ein lauter Strahl der westwärts wandernden Sonne leuchtet herüber, es geht

dem Abend zu. Die Violanta legt die Hände in den Schoß. Möglicherweise fällt ihr Blick auf diese zwei starken Hände. Sie zuckt zusammen! Es klebt kein Blut daran. Nein, nein, aber eigentümliche Schatten liegen doch darüber, die wie Blut sind. Halt! Mit den Händen darf sie keinen mehr anrühren, den Adelrich nicht, wenn er ihr die Hand zum Gruße bietet, die — Kinder nicht. Die Kinder bringt sie sonst immer zu

wie in Fröhen zitternd, unsicheren Ganges hinabsteigt in die Matten. Eine lange Gestalt kommt ihr des Wegs entgegen.

„Wist es?“ ruft der Adelrich von weitem. „Wo bist auch gewesen so lange?“ Da rüttelt sie sich auf, immer mit dem Frostgefühl im Innern, und geht ihm mit festem Schritt entgegen. Als sie zusammenstößt, hält sie nicht an. Sie überfliegt keine Sand, er mag meinen, daß es in

der Dunkelheit geziehen und drängt vorwärts. „Stomm beim!“ sagt sie, und die Zähne schlagen ihr hörbar zusammen, „es ist mir nicht so recht.“

Da geht er schweigend, ängstlich sich von der Zeit nach ihr sehend, neben ihr.

„Stomm mir!“ erinnert sie sich ihn aber nicht an, blickt nur geradeaus. Ihr Schritt ist eilig. „Ich lege mich gleich, wenn wir heimkommen!“ sagt sie.

„Ja, ja,“ schmunzelt er ihr bei. „Hast es auch schon so gehabt, gelt?“ sagt er nun und fährt zu fragen fort, ob ihr nicht dann und wann schon so zinnete geworden sei, sagt das, um sich selber zu beruhigen.

„Ja, ja,“ gibt die Violanta zurück; dazwischen hinein tut sie ein paar hastige, kurze Fragen. „Sind die Kinder gesund? Ist die Mutter noch auf? Ist der Marianus daheim?“ — Sie siebert, denkt der Adelrich. Und in Gedanken vertieft schreiben sie hastiger weiter. Der Himmel ist trüb-wolkig, aber die Luft ist still, manchmal zwischen schwarzen Wollenbergen steht in einem Tälehen blauen Himmels ein schöner weißer Stern.

Als Adelrich und Violanta an die Tür des Rennerhauses kommen, zittert die Frau so heftig, daß sie sich an Türpfosten halten muß. „Sag — sag der Mutter, daß ich mich gleich

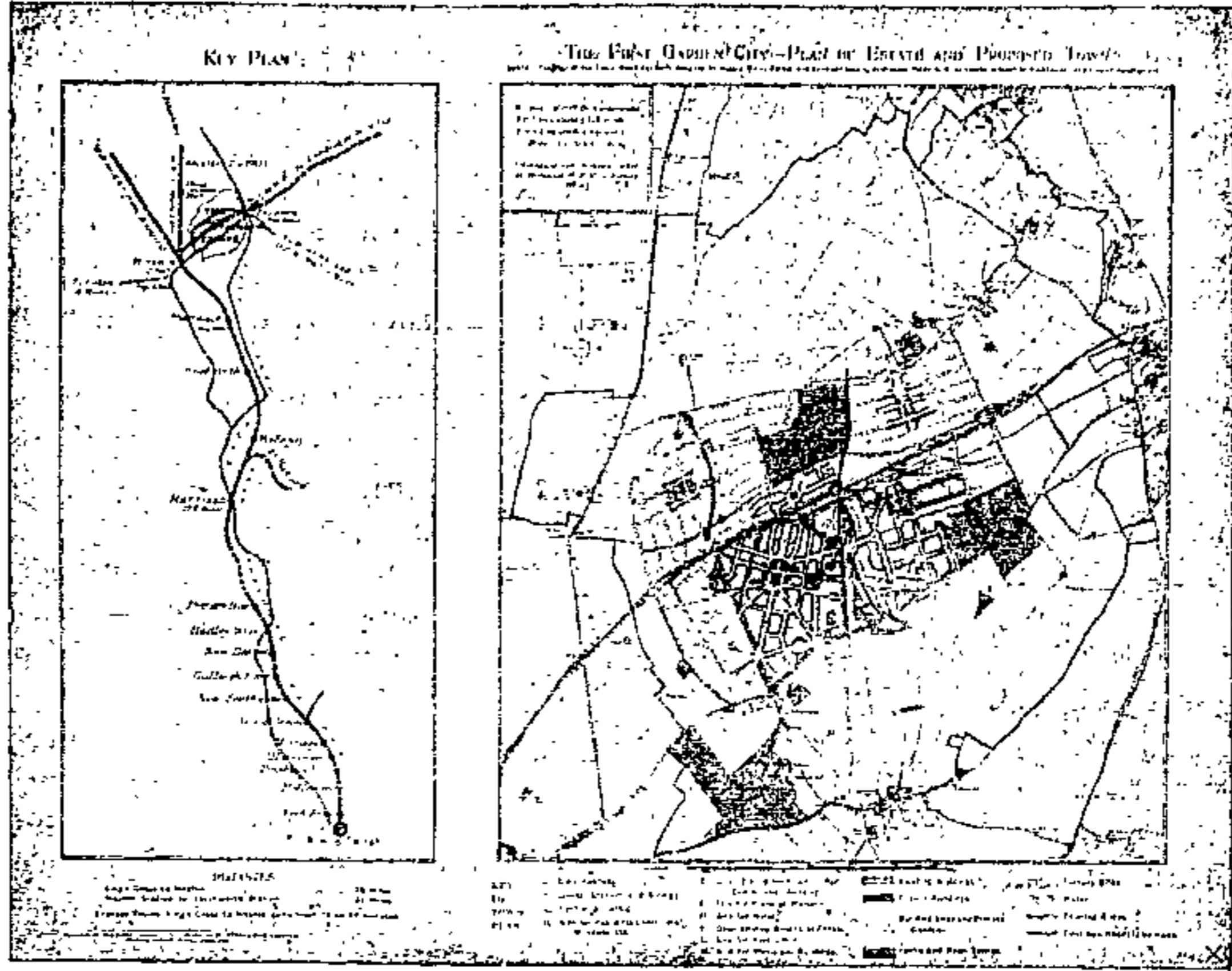
lege,“ flüstert sie, und steigt schneller die Treppe hinauf; an der Wohnstube will sie vorübergehen, als die Rennerin schon in der Tür steht. Die Violanta lächelt sie an: ein gräßlich verzerrtes Lächeln, wie unter fürchterlichen Schmerzen erzwungen. „Grüß Gott! Ich bin spät, gelt?“ spricht sie eilig. „Ich bin halt — es ist mir nicht so recht. Ich gehe jetzt nur gerade hinauf, mich legen.“ So redend, weiß sie an beiden, am Mann und an der Mutter, vorüberzukommen, nickt ihnen zu: „Adel! Morgen bin ich wieder zuweg,“ und steigt die Treppe hinauf.

„Die Babeseppe will ich rufen,“ sagt der Adelrich.

„Steine Rede,“ ruft die Violanta noch mit fester Stimme von oben. „Geh in die Stube! Morgen früh bin ich zuweg.“

Adelrich und die Mutter lassen sich beruhigen. „Jetzt warte ich nicht länger, morgen fahr ich mit ihr zum Doktor,“ sagt aber der Adelrich, als sie beide in die Stube treten.

Die Violanta ist in schweigender Hast in die Kammer gegangen, herein durch die Tür, geradewegs ohne Umschauen, zum Schrank, wo im Winkel ein Fläschchen steht. Sie zögert und zuckt nicht, mit ganz sicherer Hand greift sie hinein. Sie nimmt das Fläschchen, setzt es an die Lippen, trinkt. Alles hat sie vorher bedacht; sie weiß klar, was zu tun bleibt. Hinüber geht sie jetzt an den Tisch, wo die Waschgeschirre stehen; dort wäscht sie die kleine Flasche, stellt sie leer in den Schrank zurück, auf ein Brett,



Der Plan von Eetchworth, links die Lage der Stadt zur Bahn, die sie mit der Kings-Cross-Station in London verbindet.

Bett, heute muß sie warten, hier muß sie warten, bis es zu spät ist, bis die Großmutter sie schlafen gelegt hat.

In den Waldtannen bleibt Violanta sitzen bis an die Nacht. Die Hütten von Oberalpen verschwimmen zu verworrenen Schatten, Schatten sind die Berge ringsum; schreckhaft große Schatten stehen die dunkeln Stämme ihr zur Seite. — Jetzt schlafen die Kindlein!

Die Violanta schaudert und steht auf. Es ist kalt geworden, auch ihr ist so kalt, daß sie,

so offen allerlei Arzneizug steht, mitten hinein zwischen andere Gläser und Salben. So, jetzt soll einer raten, was darin gewesen! Nun wendet sie sich. Was jetzt hat alles Gile gehabt, nun hat sie Zeit!

Vor Mitternacht fällt auf die Kinder. Sie schlafen. Da liegt das Kind, friedlich, da der Adel, die dicken Polsterbündchen unter dem runden, schönen Kopf. Die Violanta tut einen Schritt gegen sie; ihr Oberleib neigt sich vor, eine wilde Gier kommt sie an, sich über die zwei schlummernden Menichlein zu werfen. Schreien will sie: mein seid ihr, mein! Und doch drängt sie etwas von ihnen zurück, wie ein Giftgitter, an das sie die Kräfte preßt und das ihr den Zugang wehrt; sie ächzt!

Da mahnt sie ein fürchterlicher Schmerz an das, was kommen will. Sie beißt die Zähne zusammen, verkrampft die Hände, dann lahmelt sie nach ihrem Bett und legt sich in den Kleidern darauf.

Der Adelrich kommt nach einer Weile über die Treppe heraufgelaufen. Sie kennt seine Schritte. Er müht sich, den Trill der schweren Schuhe zu dämpfen. Nacht öffnet er die Tür: „Schläfst schon, Frau?“ Sie hebt sich ein wenig im Bette auf, ihre Züge sind ruhig, eine seltsame Starre liegt auf ihrer Stirn, auf die das rote Licht einer Kerze leuchtet, die sie angezündet hat. Sie hat Schmerzen, grimmige, rasende, aber so groß ist ihre Kraft und ihr Wille so mächtig, daß sie mit keinem Zucken verrät, was ihr ist.

„Ist Dir jetzt besser?“ fragt der Adelrich, herein-tretend.

„Es kommt schon besser,“ sagt Violanta. Er steht ganz nahe bei ihr, händ-ärmelig, lang und bager, mit seinem erschrocken, auf-mühtigen Gesicht. „Morgen fahren wir zum Doktor,“ sagt er. Violanta nickt. Und da faßt es sie plötzlich, etwas, was sie noch nicht bedacht hat: Wenn sie jetzt stirbt, so denkt alles gut von ihr, das ganze Dorf wird gut von ihr reden, die Magerin, die Mutter, der Adelrich, rühmen werden sie, nichts als rühmen! Und hintergangen hat sie doch alle! Die Stunde, das, was zwischen dem Mariannus und ihr gewesen vor Jahren, das muß sie beichten! Damit keiner sie rühmet! „Adel,“ fährt sie auf, „Du, hör.“

Er neigt sich herab. „Was ist?“ stammelt er.

„Dir etwa, tun?“ Sie stemmt beide Hände auf den Betttrand und neigt sich näher zu ihm: „Du!“

Ein Sturm von Schmerzen schüttelt sie.

„In der Antichütte“

Sie röchelt.

„Ich und“

Ein Name will auf ihre Lippen kommen, aber er ist nicht mehr verständlich. Jäh schlägt der Oberleib hintenüber, zweimal kramt sich der Leib im Kampfe auf.

„Jesus, Jesus,“ stöhnt der Adelrich und hält sie. „Aron, Aron!“ stammelt der Unbekannte, vornüber-voll, in bitterer Angst. Da durchläuft ein Zittern ihre Gestalt; nun liegt sie ganz ruhig und still.

„Jesus Maria, jetzt, jetzt!“ ruft der Adelrich und läuft aus der Stube in den Flur. „Mutter!“ schreit er hinab.

Zu ihren Betten erwachen die Kinder.

Zu der Memerin ihrer Stammer liegt die Violanta aufgebahrt, auf einem hohen, mit



Doppelhandhaus in Leithworth.

gewählt hat. „Schon gestern ist er fort gewesen.“ heißt es dann. „Am Ende ist er wieder auswärts,“ vermutet einer. Groß fragt ihn keiner nach.

Am Abend steht der Adelrich allein am Bette seines Weibes, ganz zermalmt von Mummer, der lange Menich, zitternd, die Züge von verhaltenem Weinen zuckend. „Was das für eine gewesen ist!“

Sie kann es nicht hindern, daß sie sie rühmet, die Violanta!

Sie rühmet sie lange, lange: so eine geht keine mehr durch die Gassen von Oberalpen! Aber es kommt so, wie sie gewünscht hat. Es wird stille und sonnig im Memmerhaus. Die Kinder wachsen auf; die wissen, wie man eine Weistorte vergißt, und helfen den anderen es lernen. Und der Mariannus ist fort! Die von Oberalpen wundern sich, wo er sich hertreibt; der Adelrich forscht nach und bekommt keine Nachricht, die Memerin seufzt manchmal und denkt an den Verschollenen. Und heimlich atmen sie alle auf, daß er immer nicht kommt, immer nicht. Und jetzt rühmet sie

wieder die Violanta. Die Memerin sieht die Kinder an. „Nimmer mehr gleicht das Kind der Mutter,“ sagt sie.

„Es soll nur werden wie die,“ sagt der Adelrich und blickt einen Augenblick trübe ins Leere. Es ist noch immer Stammen und Andacht in ihm, wenn er seines Weibes gedenkt.

Und er weiß nicht einmal, wie groß sie gewesen ist.



Englische Gartenstädte.

Von Max Winter.

(Zweiter Teil)

Das englische Einfamilienhaus besteht aus einem Parterre, in dem die Küchen und Tagräume, und aus einem Geschoss, in dem die Schlafräume untergebracht sind. Der Parterre ist durch den Van in die Höhe leichter das Terrain für die Gärten abzuräumen, um so leichter dann, wenn zwei Häuser mit gemeinsamer Haupt-mauer so nebeneinander gestellt werden, daß zur Rechten und zur Linken der Haupt-mauer ein Haus angebaut wird. Dadurch erzielen die praktischen Erbauer nicht nur Ersparungen an Grund, sondern auch Ersparungen an Material, das heißt sie verbilligen die Bauten so sehr, daß sich jeder Arbeiter den „Luft“ eines eigenen



Bournville: Straßensicht.

Blumen und künstlichem Kranzwerk bedeckten Bett. Eine Menge Kerzen umstehen die tote Frau; es ist eine fürnehme Leiche. Ganz Oberalpen drängt sich an diesem Tage in die Stube. Jeder will die noch sehen, die so plötzlich verstorben ist. „Jesus, wie schön,“ stammeln ein paar halbgewachsene Mädchen, die in das wachsbliche Gesicht der Toten starren.

„Die Kraft selber, hab' ich gemeint, ist sie,“ flüstert ein Weib in einer Ecke.

In einer anderen redet die Babelspee, die Hebamme, eine dicke, behäbige, gemütliche Frau: „Am Herzen hat es ihr gefehlt, ich habe es gleich gesehen! Da ist es eben plötzlich mit einem zu Ende.“

Das Klüstern hört den ganzen Tag nicht auf: „Was das für eine gewesen ist! Was für eine Arbeitsame, eine Aufrechte! Herrgott, eine solche kommt gar nicht mehr!“

Gegen Mittag geht auch die Kunde um, daß der Mariannus nicht im Hause ist, nach dem schon der eine und andere



Gruppe von Vierfamilienhäusern in Bournville.

Gaules leisten kann. Luxus, d. h. genug Luft und Sonnenschein. Nur wir in die Enge der Großstädte gezwungenen Menschen, denen der Preis für Luft und Sonnenschein so oft unerschwinglich ist, können in dem, was oberstes Gebot der Gesundheit ist, Luxus sehen. Die Engländer sind darüber hinaus. Die Gartenstädte sollen in erster Linie der Gesundung der arbeitenden Klasse dienen. Die Gartenstadtgesellschaft interessiert Industrielle dafür, daß sie von der Großstadt mit ihren Betrieben in die Landstadt übersiedeln; sie schafft ihnen billigen Grund, gute Verkehrswege und Anschlüsse an die Hauptbahnen. Die Industriellen ziehen die Arbeiter mit hinaus, die, nun plötzlich der dumpfen Großstadt entriekt, frei aufzuatmen vermögen. Sie finden nicht nur Luft genug draußen; sie finden auch schon behagliche Heime, die von Baugesellschaften, von Baunternehmern, einzelnen Privatleuten, von den Industriellen selbst, oder aber auf Anregung der Aktiengesellschaft von Architekten erbaut werden, um zunächst eine Propagandaausstellung, dann aber einen Teil der künftigen Wohnstadt darzustellen. 1905 war in Letchworth die erste derartige Cottageausstellung, 1907 die zweite. Heute sind die Häuser beider Ausstellungen bereits verkauft oder vermietet.

Eine frischfröhliche Architektenkonkurrenz sind diese Ausstellungen, und neben ihrer praktischen Wirkung ist ihr größter Wert darin zu sehen, daß sie die Stadt im ganzen und im Detail künstlerisch ausgestalten helfen. Das aber ist notwendig, denn der praktische Sinn der Engländer verleitet die englischen Großbauunternehmer auch zu argen Geschmacklosigkeiten. In allen englischen Großstädten kann man immer wieder sehen, daß die Engländer fabrikmäßig bauen. Ganze Straßenzellen, 30, 40 Einfamilienhäuser stehen da, wie aus einem Riesenspielzeugkasten geschnitten, eins wie das andere; nirgends findet das Auge einen Ruhepunkt, nirgends Freude. Die Engländer haben ja recht, wenn sie sagen — wozu sich übrigens alle modernen Häuserbauer bekennen — daß das Haus von innen heraus gebaut werden soll. Aber daß darum ganze Straßenzellen ein uniformes Gesicht machen dürfen, ist wider alle Schönheitslehre, ist eine Beleidigung des Auges. Diese Bauweise wird aber nicht nur etwa für die öden Häuserzeilen angewendet, in denen das Elend wohnt, und die auf den Besucher Londons, noch ehe er einen Fuß in die Stadt setzt, vom Eisenbahnwaggon aus schon einen so trostlosen ersten Eindruck machen. Was er hier in mißfarbigem Graubraun sieht, ganz schmutzlos und voll Schmutz, das gewahrt er auch anderswo in reinerer Umgebung, bald in Rot, bald in Gelb, aber immer gleich geschmacklos, immer gleicherweise an eine Maschine erinnernd, in deren einen Schlund Zehm, Kalk und Ziegel geworfen werden, damit aus dem jenseitigen Rachen die fertigen Häuser ausgespien werden können. Die Gartenstadt Letchworth hat sich von dieser Beleidigung des Schönheitssinnes freigehalten, und das ist nicht die kleinste Ursache, warum diese menschlichen Siedelungen auf den englischen wie auf den kontinentalen Besucher, der vorher die englische Bauweise auf sich wirken ließ, einen gleich freudigen, gleich erhebenden Eindruck machen. Nur die reichsten Leute bauen sonst in England individuell. Dank der Künstlerkonkurrenz bei den Cottageausstellungen kann in der ersten englischen Gartenstadt nun ebenfalls der Arbeiter ein auch äußerlich schönes Haus sein Heim nennen. Und was nicht der Architekt vermag, das bringt die gärtnerische Kunst hervor, die dank Gartenbaukursen und nützlichen Anregungen vielen Arbeitern und ihren Familienangehörigen eigen wurde. So sehen wir hier überall wechselnde Bilder, bald künstlerisch reifer, bald mit weniger Kunst gebaut, aber alle Häuser und Häuschen von wohn-

licher Einfachheit. Den Künstlern waren natürlich Grenzen gezogen. Sie mußten auf den gegebenen Grund und auf die verschiedenen Bedürfnisse Bedacht nehmen, und es war ihnen genau die Höchstgrenze des Preises für jedes einzelne Haus vorgeschrieben. Das Komitee der zweiten Cottageausstellung sah sieben Hausklassen vor, deren Anschaffungspreis von 3720 bis 6375 Mk. steigen und deren kleinstes neben dem zugleich als Küche dienenden Tagraum und neben der Spülküche zwei Schlafräume enthalten sollte, während als größtes schon ein sehr ansehnliches Cottagehaus mit aller Bequemlichkeit und entsprechend vielen Räumen vorgesehen war. Im Gegensatz zu ihrer sonstigen Gewohnheit haben die Architekten hier mehr geboten, als von ihnen verlangt wurde und das Mehr zu geringerem Preise erstellt. So baute ein in Letchworth ansässiger Architekt zwei Häuser zu je 3300 Mk., die einen Tagraum, eine Spülküche, einen Speise- sowie einen Kastenraum (Schrankkammer) zu ebener Erde und drei Schlafräume im ersten Stock enthalten; die gleichen Häuser mit nur zwei Schlafräumen wurden sogar schon für 3300 Mk. erbaut. Zwei Häuser 2. Klasse, die im Erdgeschoß noch ein Besuchszimmer und einen Kastenraum haben, stellte er für 4000 Mk., Häuser 3. Klasse für 5000 Mk., solche 4. Klasse für 5100 Mk., solche 6. Klasse schon für 5300 Mk. und die 7. Klasse von 5300 bis 6375 Mk. her.

In diesen Preisen ist der Grund und Boden nicht inbegriffen. Diesen verkauft die Aktiengesellschaft nicht. Er muß Gesamteigentum bleiben, damit auch die Wertsteigerung nicht einem, sondern allen zugute komme, wenn einmal, was vorgesehen ist, die Verwaltung Letchworths von der Aktiengesellschaft auf die Bürger übergeht. Der Grund und Boden wird auf 99, in besonderen Fällen und unter gewissen Bedingungen auf 999 Jahre verpachtet. Dadurch ist es auch dem Arbeiter ermöglicht, ein Häuschen zu erwerben, denn die jährliche Pacht 25,5 Mk. bis 30,6 Mk. für ein Grundstück belastet ihn so gering, daß wohl jeder, falls er auch günstige Zahlungsbedingungen findet, ein eigenes Häuschen erwerben kann. Natürlich ist auch in dieser Hinsicht Vorsorge getroffen. Wer aber den Anschaffungspreis nicht leisten kann, oder wer sich durch den Kauf eines Hauses seine Freizügigkeit nicht unterbinden will, der mietet ein Häuschen und zahlt dafür außer der Jahrespacht wöchentlich 4,6 bis 6,1 Mk., also monatlich 20 bis 27 Mk. Man braucht mit solchen Mietpreisen, die denen für die einfachsten und engsten Arbeiterwohnungen in den Berliner Vororten gleichgehalten sind, nicht einmal diese zu vergleichen. Wenn man nur in Betracht zieht, um wieviel weniger z. B. die sonst sehr gut wirkende Aktienbaugesellschaft für Kleinwohnungen in Frankfurt a. M. für den gleichen Mietpreis (die Dreizimmerwohnungen kosten monatlich 19 bis 24 Mk.) zu bieten in der Lage ist, so wird man daran allein den großen Unterschied in der Wohnkultur begreifen lernen. Wer wünschte da nicht, daß auch zu uns auf den Kontinent etwas wenigstens von dem englischen Geist herüberzöge!

Die Fürsorge für die Jugend war eine der Hauptaufgaben der Aktiengesellschaft. Weite Rasenflächen als Spielplätze für Jung und Alt und gute Schulen zu schaffen gehörten ebenso in das Programm der Aktiengesellschaft, wie die Vorsorge für Gesellschaftsräume, für Kaufhäuser und Märkte. Ein besonderes Wort verdient die „Open Air School“. Nach einem Aufsatze von Dr. Alfons Fischer-Karlsruhe in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ (Nr. 39, Jahrgang 1907), worin er die Gartenstadt die hygienisch beste Siedelung nennt, ist sie gewissermaßen eine Verbindung einer griechischen oder römischen Philosophenschule mit un-

ferer modernen Waldschule. Die „Open Air School“, zu deren Errichtung die Stifterin des Instituts bis jetzt schon eine halbe Million Mark angewendet hat, soll eine Hochschule für das Studium der Soziologie, Theologie, Ethik, Physiologie, Biologie und Psychologie werden. Unterricht und Diskussionen sollen im Freien stattfinden. Mit der Schule ist ein großes Schwimmbad im Freien verbunden. Die Studierenden sollen in stetem Verkehr mit der Natur bleiben.“

So erwächst in der Nähe von London eine neue Stadt, die berufen ist, den Kindern eine glückliche Jugend, den Alten einen frohen Abend zu schenken, die aber auch als Beispiel vorbildlich wirken wird, nicht nur in England, wo die Gartenstadtbewegung nicht mehr zur Ruhe kommt, sondern hoffentlich auch in Deutschland, wo ja die notwendige Vorbedingung der Vermählung von Stadt und Land, die wahrwichtige Ueberbevölkerung der Großstädte und ihr unberechenbar rasches Anwachsen ebenso gegeben sind wie in England. Die deutsche Gartenstadtgesellschaft, die in Karlsruhe ihren Sitz hat (die uns in dankenswerter Freundlichkeit auch die Abbildungen zu unserem Artikel überlassen hat), ist mächtig dahinter, und auch in Sachsen rührt es sich bereits. Die bei Dresden geplante Gartenstadt Sellaue wird voraussichtlich die erste deutsche Gartenstadt werden. Sie ist das Werk der „Dresdener Werkstätten“, denen vorschwebt, ihre Kunsthandwerker in eine in gesundheitlicher und künstlerischer Beziehung vollwertige Umgebung zu bringen. Auch darin ist übrigens England vorangegangen. Die Gartendörfer Bournville, Port Sunlight und Carswick bei York legen davon Zeugnis ab.

Bournville ist nicht nur darin muster-gültig, es unterscheidet sich auch wohlthätig von den sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen anderer Unternehmer, die geschaffen wurden, weil der Unternehmer, der sich irgendwo auf freies Gelände hinbaut, keine Arbeiter bekäme, wenn er nicht auch für Wohnung sorgte und die von den Arbeitern darum als neue Fesseln betrachtet und empfunden werden müssen, weil diese Wohlfahrtseinrichtungen fast immer den Charakter von Geschenken haben, die den etwa unzufriedenen Arbeitern obendrein immer wieder entzogen werden können und endlich, weil die auf diese Art geschaffenen Einrichtungen dauernd der Selbstverwaltung der Arbeiter entzogen sind. Bournville, die Gründung des Schokoladefabrikanten Cadbury, kommt auch darin der reinen Gartenstadtidee sehr nahe. Das in der Nähe Birmingham in die herrlichste englische Parklandschaft gestellte Arbeiterdorf dient nicht nur Cadburys Arbeitern als Wohn- und Arbeitsstätte, sondern auch, und dies eigentlich in überwiegendem Maße (60 unter 100 Haushaltungsvorständen) Arbeitern, die in Birmingham und in der Umgebung dieser Großstadt in Industrien beschäftigt sind. Ausgegangen ist George Cadbury von dem Grundsatz, daß es in erster Linie dem Unternehmer zugute kommt, wenn er die bei ihm beschäftigten Arbeiter so stellt, daß sie eine höhere kulturelle Stufe erklimmen können. Er selbst kleidete diesen Grundsatz in folgende einfach schöne Worte: „Nichts macht sich für einen Unternehmer besser bezahlt, als die Arbeiter in gesunde ländliche Distrikte mit guter Wohnung, gutem Lohne und mit Gelegenheit zur Gartenarbeit zu versetzen.“

So ist denn das, was der Besucher von Bournville schaut, wenn es auch als lebensvolle Gegenwart gegeben wird, doch schon Zukunftsländ. So groß muß jedem, der die soziale Lage der arbeitenden Klassen im englischen Inselreich und auf dem Kontinent nur einigermaßen kennt, der Abstand zwischen der regulären Lebenshaltung des Arbeiters und der auf die

lichten Höhen seiner Kultur gehobenen Lebenshaltung der Glücklichen erscheinen, die in Bournville Wohnung und Arbeit oder auch nur Wohnung allein gefunden haben. 1879 hat Cadbury auf dem von ihm erworbenen Gelände im gesündesten und schönsten Teile von Worcesterhire die ersten Häuser des künftigen Dorfes errichtet, und heute sind alle 200 Hektar bebaut und von 3000 Einwohnern besiedelt. 1895 setzte die rege Bautätigkeit ein, und heute repräsentiert sich Bournville als ein Schmuckstädtchen, einzig in seiner Art. Erlesene Baukünstler, die aus dem Vollen ihres Könnens und der Kasse Cadburys schöpfen konnten, haben hier prächtige Stadtbilder geschaffen. Die ganze breite Straße hinter kein Haus wie das andere, überall herrliche Vorgärten, prangend im üppigsten Flor der Sommerblumen, da und dort ein alter Baum, der einst auf freiem Parkgelände stand und nun von den Erbauern dieses Dorfes unter den Kleinstädten in das Gesamtbild wirksam eingefügt wurde, gleichsam ein Wächter des Hauses, auf dessen Dach er seine Schatten wirft. So wandert man wie im Traum von Ueberraschung zu Ueberraschung.

Durch einen herrlichen alten Park mit großen Tennisplätzen und samtweichem Rasenboden, auf dem sich Knaben und Mädchen in freiem turnerischen Spiel tummeln, gehen wir auf verschlungenen Pfaden weiter, bis wir plötzlich in einem prächtigen Hof stehen, in dessen Mitte ein kapellenartiger Aufbau aus dem Grün des wohlgepflegten Rasenteppichs wächst, der den ganzen weiten Hof überzieht. Rings um stehen Häuschen, schmucke trauliche Willen, 33 an der Zahl, aber alle gleich. Wenn Künstler 33 nebeneinanderstehenden Häuschen ein Gesicht geben, dann hat dies besonderes auszu drücken. Dann soll auch die innere Zusammengehörigkeit dieser äußerlich miteinander zu einem einzigen Bau verschmolzenen Häuschen ausgedrückt werden. „Wo sind wir hier?“ fragen wir den Führer. Und er sagt uns, daß wir die „Miss Houses“ vor uns haben, die Armenhäuser. Diese herrlichen Willen Armenhäuser? Es ist so, wie der Führer sagt. Hier finden die alten alleinstehenden Bewohner von Bournville, soweit sie arm sind, ihr Ruheplätzchen. Jedem und jeder ein Haus zum Alleinbewohnen, wo sie in Ruhe und Frieden und in Schönheit ihre Pension - alle Cadburyschen Arbeiter haben Altersrenten - oder aber ihre Spargroschen verzehren können. Wer 60 Jahre alt ist oder darüber, hat Anspruch auf ein Häuschen im „Quadrangle“, wie der vier-eckige Hof heißt. Alte Angestellte Cadburys haben den Vorzug. So lernen wir in dem Quäker Cadbury einen Mann kennen, dem das Bibelwort noch gilt, daß man vor einem grauen Haupte aufstehen und das Alter ehren soll. Jedes der Häuschen hat einen hellen Tagraum mit künstlerisch geschmückter Fensternische, einen Schlafraum und eine Spülküche: Alles zu ebener Erde, um den Alten das Treppensteigen zu ersparen. Und überall Blumen; Eisen und Windling, Clematis und Kletterrosen umkleiden die vieltäfeligen Fenster und die Pforten. Und vor den Fenstern, im Hof und auf die Straße zu, Blumen in duftiger Pracht und Edelsträucher und immergrünes Buschwerk, Taxus und Buchbaum. Wen reizt es da nicht zu vergleichen, wie anderswo das Alter geehrt und versorgt wird?

Gleich darauf wird uns eine neue Ueberraschung. Zur Rechten und Linken der Straße dehnen sich zwei riesige Rasenfelder, auf denen die glücklichen Väter und Söhne, die noch und die schon Arbeitstüchtigen, ihren sportlichen Spielen obliegen, und neben dem Bloke der Männer, geschieden durch einen baumbestandenen Gain, ist der Spielplatz der Frauen und Mädchen, und nicht weit davon der Tummelplatz der glücklichen Kinder: wieder ein weiter

Rasenplatz. In seinem Rande steht ein alter Schattenbaum, den der Großvater gepflanzt haben könnte, rings um seinen Stamm, in den Wiesenrund gestellt, eine Ruhbank und daneben der Turnplatz mit Warren, Ringen und Schaukeln. „Recreations-Grounds“ heißen alle diese Plätze. Nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, also Gründe der Wiedererschaffung. Hier mögt ihr euch nach vollbrachtem Tagewerk im freien Bewegungsspiel stärken, oder ihr mögt, indem ihr, ein Buch lesend, oder zum Blau des Hethers ausblickend, träumend im Grase liegt, wieder genesen; hier mögt ihr euch für die Arbeit späterer Jahre stärken und vorbereiten, hier mögt ihr neue Kräfte sammeln für die Arbeit des nächsten Tages. Der Jungmannschaft des Cadburyschen Betriebes wird noch eine besondere Wohlthat zuteil. Jedes Jahr schickt Cadbury 100 in seinem Betriebe beschäftigte Jünglinge auf 10 Tage an die See, wo sie in mitgebrachten Zeltten ein Freilager beziehen, um, fern von der Arbeit, ausschließlich der Pflege ihrer Gesundheit und Schönheit zu leben. Auch in Bournville selbst ist für reiche Badegelegenheit im Freien gesorgt; daneben gibt es eine wohlausgerüstete Turnhalle und ein Mädchentrainingshaus. Alljährlich werden für Jungfrauen und Jünglinge Gärtnerkurse veranstaltet, die ihre Freude an der Gartenarbeit wecken und beleben sollen.

Auch für die Kinder ist reich gesorgt, um ihnen eine schöne Jugend voll heiliger Erinnerung zu schenken. Der schönste Bau in Bournville ist die Schule, und von ihrem Turme ertönt wunderbar feines Glockenspiel die Kleinen zur Schule. Meist erst ihr Verstand so, daß sie die Gesetze verstehen, die den kleinen Bürgern in der Vorhalle kundgetan sind, dann müssen sie diese Schule segnen. „Die Verwaltung will“, so lautet eine dieser Bestimmungen, „ganz außerhalb jeder Zerkürerei oder politischen Strömung stehen. Und alle Einflüsse, die darauf berechnet oder dahin gerichtet sind, ihr einen religiösen Zellencharakter oder ein ausschließlich politisches Gepräge zu geben, werden immer streng fern gehalten werden, und es wird als eine Verletzung der Absichten des Gründers gelten, wenn irgend jemand von der Teilnahme an diesen Benefizien aus dem Grunde seines religiösen Glaubens oder seiner politischen Richtung ausgeschlossen würde.“ Dieses Gesetz vornehmer Gesinnung, den Glauben und das politische Bekenntnis jedes Menschen als dessen ureigenste persönliche Sache zu achten, ist das erste Gesetz, das den heranreisenden Kindern Bournvilles zum Bewußtsein kommt.

Alles andere ist gleichfalls danach angetan, den in das Kinderherz gelegten Samen zum Keimen zu bringen und später zur Blüte. Der Sommer dient dazu, allen einen gesunden Körper zu geben, und im Winter wird dafür gesorgt, daß das schöne wohlgepflegte Gesicht nicht leer bleibe. In der Ruskin Hall hat Bournville den Mittelpunkt seines geistigen und sozialen Lebens gefunden. Hier wird gelehrt und gelernt, hier leben die Kunstbesessenen und Wissensdurstigen in schönem Verein ihren Neigungen, und von hier strahlen die Anregungen aus, die allen als höchstes Ziel gelten: In Schönheit zu leben.

Ein Wort noch über die Gesundheitsverhältnisse. In Bournville sterben von 1000 Erwachsenen 7,4, in dem benachbarten Birmingham 17,9, in Berlin 18,05, und von tausend lebend geborenen Kindern sterben in Bournville 78,8, in Birmingham mehr als doppelt so viel: 170. Diese Resultate werden erzielt, wenn man den arbeitenden Menschen genug Luft und Licht in allen Lebenslagen gibt: in der Werkstätte und daheim, und dazu noch alle die geschilderten oder auch nur aufgezählten Möglichkeiten, zu gesunden.

Hierher gehört auch die Fernhaltung des Alkohols von Bournville. Die Stadt ist ohne Schenke! Die meisten Arbeiterhäuser enthalten zwei Wohnzimmer, eine Küche, drei Schlafzimmer und alles nötige Zubehör, darunter elegante Badezimmer. Jedes Haus hat seinen 600 Quadratfuß großen Garten. Und der wöchentliche Mietpreis? Er schwankt für die meisten Häuser zwischen 4,6 und 7,1 Mk. oder einer Monatsmiete von 20-31 Mk. Als alles zum Guten bestellt war, da setzte Cadbury seinem Werke die Krone auf: Er entäußerte sich seines Eigentums und gab den Bürgern Bournvilles die Selbstverwaltung. Aber er übertrug den neuen Verwaltern die bindende Richtschnur, im Sinne der Gründung weiterzubauen: „Der Gründer wünscht die Uebel zu mildern, welche von der ungesunden und ungenügend behaglichen Lebensweise, so vieler Angehörigen der arbeitenden Klasse herkommen und er wünscht den in industriellen Betrieben beschäftigten Arbeitern einige von den Vorteilen des Lebens auf dem Dorfe zu geben und damit die Möglichkeit zu der natürlichen und gesunden Beschäftigung der Bodenbearbeitung.“ Und weiter: „Bournville ist bestimmt, die ganze Haltung der arbeitenden Klasse und der arbeitenden Bevölkerung in und um Birmingham und anderswo in Großbritannien durch den Verkauf besserer Wohnungen mit Gärten und offenen Plätzen zu verbessern und sie damit zu erfreuen.“ So hat Bournville aufgehört, die Wohlfahrts-einrichtung eines Industriellen für „seine“ Arbeiter zu sein, obgleich es auch dafür als Beispiel in der Welt gelten mag. Es ist eine Muster-einrichtung von höchster propagandistischer Kraft geworden für die ideale Lösung der Wohnungsfrage, für die Gartenstadt. Ohne Bournville wäre Vorkurs nicht möglich gewesen. Bournville ist der Geburtsort der Gartenstadtidee, und George Cadbury fällt der unvergängliche Ruhm zu, daß er es war, der als erster, als wirklicher weißer Mabe unter den Unternehmern der ganzen Welt, das Wohnungsproblem so tief erfaßt hat, wie es erfaßt werden muß, soll es gelöst werden, und der in seinem bescheidenen Kreise und soweit seine Macht reichte, das Wohnungsproblem auch löste.

Stausmännlich kühl fassen die Seifenfabrikanten Brüder Lever in Port Sunlight das Problem. Der eigentliche Chef der Firma, Joseph Lever, Mitglied des englischen Parlaments, sagt es offen, daß er in seinem Betriebe gute intensive Arbeit wünscht, und daß er darum die Möglichkeiten hierzu schafft. „Ach kann“, so äußerte er sich zu einem französischen Schriftsteller, der in der Zeitschrift „Le Musée Social“ dieses Gespräch niederlegte, „irgend einem von meinen Arbeitern ins Gesicht sehen und ihm von Mann zu Mann sagen: Wir haben Sie nicht begünstigt, wir beabsichtigen auch nicht, so zu tun und wir werden niemals versuchen, Sie mit unserer Begünstigung zu be drücken, und irgendeiner meiner Arbeiter kann mir ins Gesicht sehen und sagen: Ich habe nie von Ihnen eine Bezahlung empfangen, die mir nicht für meine Ihnen geleistete Arbeit gegeben war, und das ist alles, was ich nötig habe.“ Den Stolz dieser Worte wird erst der begreifen, der Port Sunlight und die dort gelegene englische Hauptfabrik der Brüder Lever kennt. Die Männer haben die 48 stündige, die Mädchen die 45 stündige Arbeitswoche. Frauen beschäftigt Herr Lever nicht. Die Frau gehört ins Haus, ist einer seiner gesunden Grundfeste, und ein zweiter, daß auch jeder Arbeiter sein Haus habe. So ist zugleich mit dem weltumspannenden Riesenbetrieb ein Arbeiterdorf im Sonnenhagen entstanden, vor dem Bournville nur zweierlei voraus hat. Zum ersten, daß es nicht mehr das Eigentum des Unternehmers, sondern dem aus allen Bewohnern gebildeten Verwaltungsausschuß anvertraut ist, und daß Port

Sunlight nicht gleich Bourville in eine alle englische Parklandschaft gesteckt werden konnte. Es mußte auf dem Schwemmland erbaut werden, das durch den zum Meeresarm erweiterten Merseyfluß von Liverpool getrennt wird. Aber in wenigen Jahren werden auch die Parks von Port Sunlight angewachsen sein und damit dem Musterbild einer Gartenstadt den schönsten Rahmen geben. Auch Leber hat diesen Teil seines Werkes ersten Künstlern anvertraut und sie haben gleich den Schöpfern Bourvilles das Beste gegeben, nicht nur an behaglichen und äußerst schmackhaften Wohnhäusern, die gegen billige Miete abgegeben werden, sondern auch an allen dem gesellschaftlichen und geselligen Leben dienenden Einrichtungen. Besonders den Kindern wendet Port Sunlight seine Aufmerksamkeit zu. Nach Untersuchungen, die der Liverpooler Arzt Dr. McKee angestellt hat — er berichtete 1907 auf der Erziehungskonferenz von Nordengland darüber — sind die Resultate ganz vorzügliche. Als vergleichende Größen zog er die Kinder Liverpools heran, und zwar jene, die in den Schulen höheren Grades (Durchweg Kinder reicher Leute) erzogen werden, und dann die Kinder der Stadtschulen, die er je nach der Klassenlage der Eltern in drei Gruppen: wohlhabend, dauernd in qualifizierter Arbeit stehend und gelegentlich arbeitend oder arbeitslos einteilte. Er fand im siebenten Lebensjahre folgende Durchschnittszahl für Größe und Gewicht der Knaben:

	Größe in Zollen	Gewicht in Pfunden
Schulen höheren Grades	47	40,3
Stadtschulen a	45,3	44,1
„ b	44,3	43
„ c	44	43
Port-Sunlight-Schulen	47	50,5

Wir sehen, daß die Arbeiterkinder des Gartendorfes die reichsten Stadtkinder schon im siebenten Lebensjahr übertreffen. Noch deutlicher wird dieser Vergleich bei fortschreitendem Alter. Diese Zahlen beweisen mehr als es die schönste Schilderung zustande brächte. Sie beweisen, daß die Kinder von Port Sunlight den Kindern der reichsten Städte nicht nachstehen, im Gegenteil sie übertreffen. Dies dank der Sorgfalt, die ihnen zugewendet wird. Sie werden regelmäßig ernährt, entsprechend gekleidet, sie wohnen rationell und gesund, und sie haben als Zugabe große Plätze für gesunde Erholung, Parks, Schwimmbäder, Fußball- und Cricketplätze, kurz alles, was zu einem gesunden Aufenthalt im Freien zu ermuntern geeignet ist. Leber empfing den letzten internationalen Wohnungskongreß (1907) in seinem Dorf, und dabei hielt er eine über England hinaus bedeutende Rede über die Arbeiterwohnungsfrage. Nur einige Stellen aus dieser Rede werden uns schon zeigen, wie tief und zugleich wie richtig er das Wohnungsproblem erfaßt. Er sagte: „Die Arbeiterwohnung bildet die Basis eines Volkes und jemehr wir daher das Wohlfühlen und die Behaglichkeit des Familienlebens zu heben imstande sind, auf eine umso höhere Stufe werden wir die Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der ganzen Nation bringen. Vernachlässigt aber ein Volk die Wohnungsfrage seiner Bürger und steht es deren Bedürfnis für vernünftige und passende Erholung nach getauer harter Arbeit, sowie den Bedingungen eines gesunden Lebens gleichgültig gegenüber, so wird diese Nation sicherlich einen langsamen aber sicheren Rückgang der Körperbildung und Lebensfähigkeit seiner Glieder erfahren. Statistische Aufstellungen beweisen, daß da, wo die Wohnungen und die Menschen wie Häringe gepackt sind, so daß 50 bis 80 Häuser nach Sturm-Art auf einem Acker Land stehen, die Sterbezahle mehr als doppelt

so groß ist wie in Distrikten, wo nur 10 bis 12 Häuser auf einen Acker kommen. Wir legen unsere Städte wie einen schlecht gepackten Koffer an, der, wenn wir alles hindurcheinanderwerfen, viel zu klein erscheint, und in dem alles verdrückt und verdorben wird. Packen wir ihn kunstgerecht, dann ist für alles reichlich Platz und kein Ding nimmt Schaden.“ Und



Das Amulett.

In Bingen war's, dem schönen rhein'schen Städtchen,
Ein wunderfrischer Sommermorgen,
Es querten mit dem Marktkorb frische Mädchen
Den hellen Platz. Ein Mütterchen, von Sorgen
Des Lebens krumm gebeugt, stellt ihren Stock
So Schritt um Schritt aufs holperige Straßpflaster.

Ich laß, ein junges Blut von neunzehn Jahren,
Nach schlechtem Schlaf in dunklem Herbergssaum,
Den frischen Luftstrom durch die Lunge fahren
Und steh — und steh, und starre wie im Traum
Hinab ins dunkelschwarze Binger Loch,
Wo eben lehte Nebeldünste steigen.

Da plötzlich tippt mir jemand auf den Rücken.
Ich schreck herum. Es ist die gute Alte.
Ein Lächeln spielt um ihre Zahneslücken.
Sie reicht die Zitterhand, die dünne, kalte,
Mir hin und spricht: „Mein lieber, guter Sohn“
Und drückt ein wächsern' Herz mir in die Rechte.

Und munter stapft sie fort mit ihrem Stocke.
Ihr Auge blickt versonnen in die Weite. —
Dem guten Frauchen in dem Flickerrocke
Gab schweigend ich ein Stückchen das Geleite.
Was soll ich mit dem Herz? Warum sprach sie
So lieb zu mir, dem ihr doch fremden Menschen.

„Genau wie du hat er einst ausgesehen,
Der Gottfried, unser Sohn. Vor dreißig Jahren
Zog er hinaus. — Wir ließen es geschehen.
Und haben nichts seitdem von ihm erfahren.“
Und übermannt von der Erinnerung
Umfängt sie mich mit liebevollen Blicken.

„Als ich dich nun so sah im Sonnenglanze,
Du schienst versunken mir in trübes Denken,
Erinnerungen viel, in buntem Kranze
Durchzogen mich. Ich mußte dich beschenken,
Und gab das Gottesherz. Es ist von ihm. — —
Leb' wohl. — Es wird vor Not dich sicher schützen.“

Seit jenem Morgen sind schon viele Jahre
Ins Zeitenmeer geronnen, doch welch' Wunder,
Noch jetzt das Amulett ich treu bewahre.
Ich wollte oft vernichten schon den Plunder,
Doch nehme ich's zur Hand, so brennt es mich,
Weil einer Mutter Tränen einst es netzten.

Valentin Gallé.



nun abermals ein paar Worte, die Leber zu dem französischen Journalisten sagte: „Es wäre absolut unrichtig, mich mit einem Philanthropen zu vergleichen. Philanthropie ist nur ein anderer Name für Wohltätigkeit. Die Frage der Herstellung billiger Häuser hat aber nichts mit der Wohltätigkeit oder Armut zu tun. Hier gibt es so großes Elend, daß die Wohltätigkeit immer unfähig sein wird, es zu beheben. Das einzige Mittel, den sozialen

Uebel abzubellen, ist, unsere eigenen Angelegenheiten weise zum Wohl aller zu bestellen. Es gibt keine Philanthropie in Port Sunlight, denn es ist im Geschäft kein Mann für solch ein Ding.“ Manche, die sich Philanthropen dünken, könnten an diesen geraden Worten eines nüchternen Kaufmanns und klugen Politikers lernen.

Einige Worte noch über die Gartenfiedelung Garswick bei York. Sie ist gleich Bourville die Gründung eines Schokoladenfabrikanten, des Herrn Josef Rowntree, der im Dezember 1904 in dieses Dorf übersiedelte, mit dem ein Unternehmen schuf, dessen Ziele sich mit denen der Gartenstadt fast decken. Es ist der Zweck der Stiftung, so sagt die Stiftungsurkunde, die Lebensbedingungen der arbeitenden Klassen in und um York und auch sonst in Großbritannien und Irland zu verbessern. Das Stiftungskapital aber ist für immerwährende Zeiten dieser Idee geweiht. Die Zinsen und die aus der Vermietung der Häuser erzielten Mieten werden ausschließlich dazu verwendet, neue Häuser herzustellen. Ist Garswick einmal ausgebaut, dann soll das anwachsende Kapital zur Erwerbung neuer Ländereien an anderen Orten Englands verwendet werden, so daß sich der Segen immer weiteren Kreisen mitteilt. Auch hier gelten neben den Gesetzen der menschlichen Gesundheit die Gesetze der Schönheit. Die Architekten Parker und Unwin, die auch an Letchworth fleißig mitarbeiteten, haben die Häuser gebaut, deren jedes einer Familie vermietet ist. Wie in den anderen Gartenstädten hat auch hier jedes Arbeiterhaus im Erdgeschoß die Küche und Spülküche und eine kleine Speisekammer, alles praktisch eingerichtet und alles lichtdurchflutet, und im Obergeschoß drei Schlafzimmer, deren jedes ein breites Fenster und einen Ofen besitzt. Zu jedem Hause gehört ein Garten von mindestens 202 Quadratmeter Fläche, und die billigsten Häuser sind schon gegen eine Jahresmiete von 234 Mk. zu haben. Entsprechend dem Wunsche des Gründers: „die Wohnungsmiete solle womöglich so festgelegt werden, daß sie auch für die Arbeiterbevölkerung erschwinglich sei, die aus den ungesunden und überfüllten Wohnungen, in denen so viele leben, herausgezogen werden möge, ohne daß sie in die Notwendigkeit ver setzt werde, Almosen zu empfangen.“

Diesen Sozialexperimenten einzelner großzügiger Unternehmer schließen sich die Versuche an, das jungfräuliche Bau- und Ackerland in der Nähe der Großstädte weniger dichter Verbauung zuzuführen, als es bisher üblich war. Im Nordwesten Londons liegt Londons größter und schönster Park Hampstead Heath, und auf dieser Höhe von Hampstead wird eben jetzt die erste Londoner Gartenvorstadt gestellt. Sie ist schon längst durch eine Untergrundbahn mit London verbunden. Zwei weitere Projekte sind in Sicht. Bei Liverpool soll eine Gartenvorstadt entstehen, und eine zweite sechs Kilometer von Manchester. Und Sheffield hat bereits sein Arbeitercollege auf einem Hügel außerhalb des Dunstkreises der ewig qualmenden Stadt. So zieht in England die Gartenstadtbewegung immer weitere Kreise; und sind es heute auch kaum erst 15 000 Menschen, die unter so günstigen Verhältnissen wohnen und leben — der englischen Latkraft ist es zuzutragen, daß die Gartenstadtbewegung in England lawinenartig anschwellen wird. Auch in Deutschland zeigen sich schon Ansätze. Der Verein: Gartenstadt Karlsruhe und die Stadtgründung Sellerau bei Dresden sprechen dafür, aber der Tag, an dem man die erste deutsche Gartenstadt in die Landkarte wird einzeichnen müssen, steht noch in weiter Ferne.